

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 29 (2016)
Heft: 1-2

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

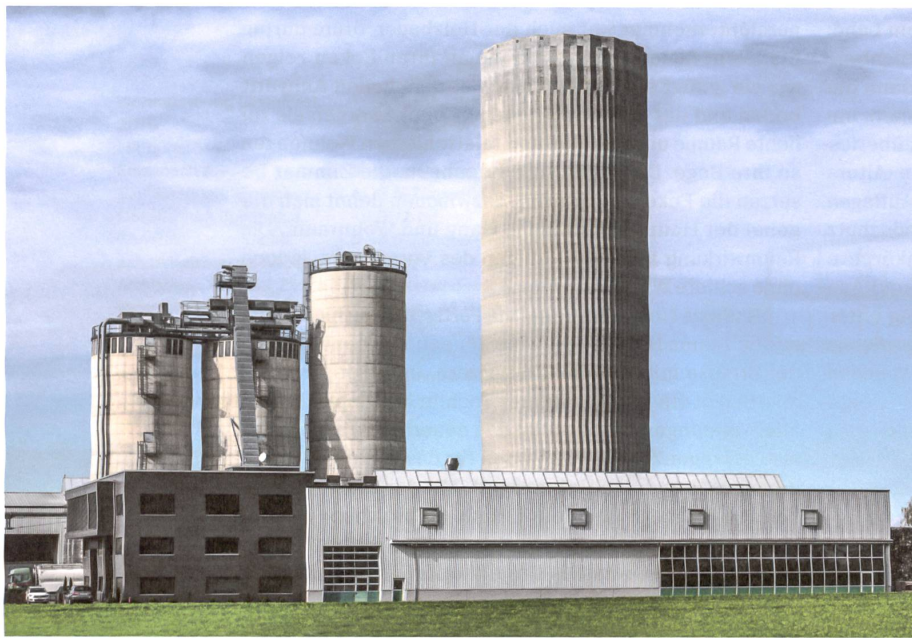
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

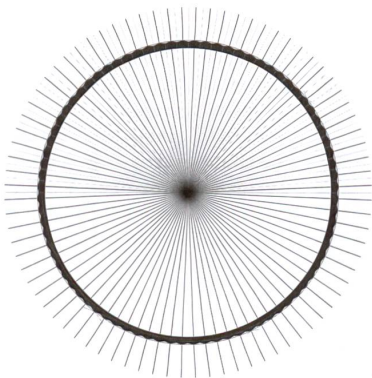
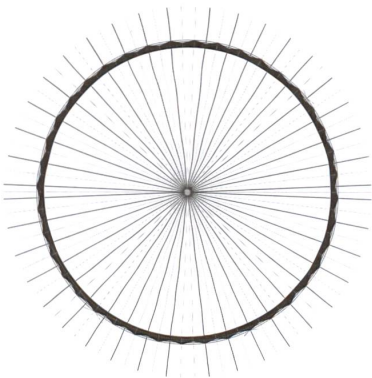
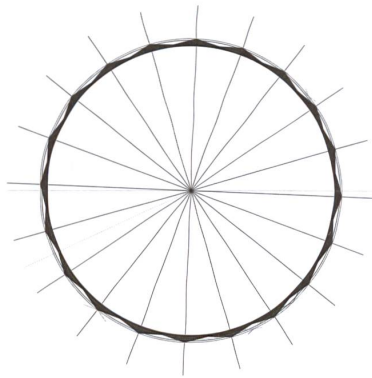
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Kirche bleibt im Dorf, das Silo kommt hinzu: sechzig Meter hohes Holzpelletsilo in Buttisholz.



Die drei unterschiedlichen Profile der «Kanneluren» im Silogrundriss.



Klassisch lagern

Nähert man sich der kleinen Gemeinde Buttisholz im Luzernischen, ist es nicht mehr die Kirche, die ins Auge fällt, sondern das neue Silo der Tschopp Holzindustrie. Dort lagert das Unternehmen die Pellets, die es aus Holzresten produziert. Das spart jährlich dreihundert Lastwagenfahrten zu auswärtigen Zwischenlagern. Eine Höhe von sechzig Metern war nötig, damit sich der Bau des Pelletsilos für das Unternehmen rentiert. Um eine solche Dimension in der Industriezone realisieren zu können, musste die Bauherrschaft einen Wettbewerb durchführen. Als Gewinner ging das Architekturbüro Deon hervor. Eine wichtige Rolle im Planungsprozess spielten zudem die Anwohner und der Heimatschutz, denen ein hoher Turm anfangs widerstrebt. Es wurde kommuniziert, diskutiert, abgewogen – und schliesslich abgestimmt. Resultat ist ein Objekt, das nicht als Kompromiss, sondern im Konsens entstanden ist.

Die Ökonomie der Mittel prägt den Entwurf. Wie dick muss, wie dünn darf die Silowand sein? Welche Vorteile hat der Kreisgrundriss gegenüber dem Oval des Wettbewerbsentwurfs? Das Silo vereinfachte sich im Lauf des Entwurfsprozesses und in Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Interessen. Aus der ovalen Form wurde ein Kreis. Statt unterschiedlicher Farbgebung der Betonkanten überzeugte das reine Schattenspiel. Und die geplante, das Silo umlaufende Treppe wich schliesslich einem Aufzug. Dadurch wurden nicht nur Abläufe optimiert, sondern auch Kosten verringert.

Mit einer Gleitschalung wuchs der Turm in zwei Wochen fugenlos in die Höhe. 18,4 Meter beträgt sein Aussendurchmesser, die umlaufende Betonwand ist bis zu 45 Zentimeter dick. Hauptteil ist der hermetisch abgeschlossene Speicher. Darunter löst sich der Turm fast völlig in Wände und Stützen auf, damit grosse Lastwagen durchfahren und aufgefüllt werden können. Von oben, hinter einer Brüstung, wird befüllt, kontrolliert und repariert.

Mit seinen sechzig Metern ist das Pelletsilo von Tschopp das grösste der Schweiz. So gross, dass die Anzahl benötigter Explosionsklappen, die bei Druck Sauerstoff entweichen lassen, nicht zu berechnen war. Deshalb messen nun Sensoren den CO₂-Gehalt im Inneren. Innovation der Technik trifft auf klassische Gestaltung: Die Profilierung der Oberfläche erinnert an die Kanneluren einer Säule, betont die Vertikalität des Turms und schafft Stabilität bei geringem Materialverbrauch. Das Pelletsilo von Tschopp ist damit ein Vorreiter, technisch, ökonomisch und vor allem gestalterisch. Julia Hemmerling, Foto: Markus Käch

Pelletsilo, 2014

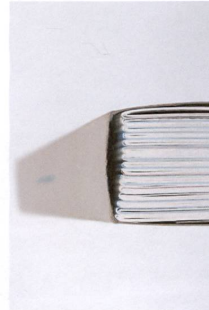
Gewerbezone 24, Buttisholz LU
 Bauherrschaft: Tschopp Holzindustrie, Buttisholz
 Architektur: Deon, Luzern; Hansjürg Buchmeier, Emmen
 Auftragsart: Studienauftrag auf Einladung
 Baumanagement und Bauleitung: Architektur3, Buochs
 Bauingenieure: Blessess, Luzern



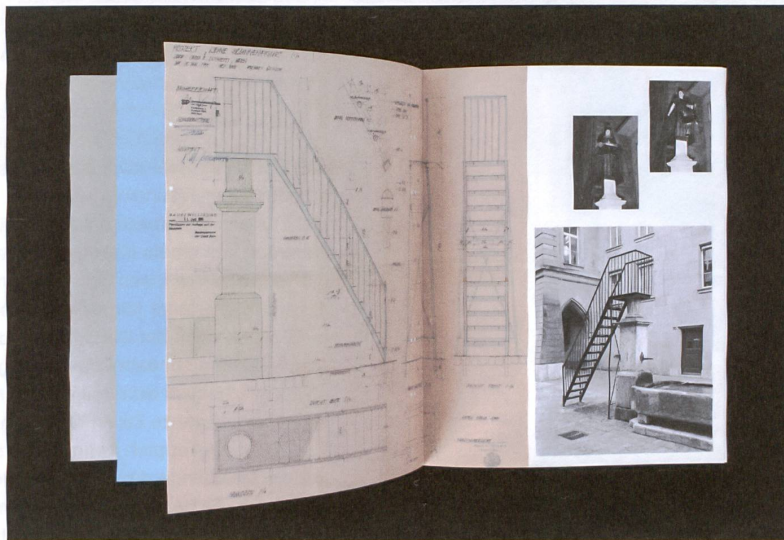
Hasardeur und
Freidenker:
«Küre» Gossenreiter.



Das Buch ist Skizzenbuch und Fotoalbum, Briefsammlung und Planmappe.



Wie handgemacht:
die Bindung.



Wenn Gossenreiter mal baute, dann konstruierte er. Zum Beispiel eine Treppe.



Das Buch versammelt Projekte, Ideen und Erlebtes.



Die DVD des Films.

Böllern statt bauen

Einer, der brennt, der ans Limit geht, durch Feuer und Wasser, und darüber hinaus. Der Film über Kurt Moritz Gossenreiter beginnt und endet mit einem Feuerwerk. Der Berner Architekt hat Instrumente gebaut, Boote und Autos, mit denen er dann auf Reisen ging, übers Meer oder durch die Wüste. Und eben Feuerwerke. Als Legende überlebten das «Kleine Scharmützel mit Finale» oder die «64 Architektenfüsse» ihren Schöpfer, der 2007 im Alter von 66 Jahren starb.

Eine eigenartige Biografie hat der Regisseur Marcel Wyss im Auftrag von «Küre» Freunden gefilmt. Eigenartig, weil der Porträtierte kaum zu hören ist. Seine Kinder, Bewunderer und Weggefährten lesen aus seinen Gedanken und erinnern sich. An den Hasardeur und Freidenker, den Macher und Vollgasfahrer, der sein Leben riskierte, um es zu spüren, kompromisslos und frei wie ein Kind. Natürlich hat Gossenreiter auch geboxt. Irgendwann nach der Mitte des Films hat man genug von Wagemut und Vorbild, von Anekdoten und den glänzenden Augen der Verehrer. Gerade dann erzählen sie vom anderen Gossenreiter, vom Distanz-, Mass- und Rücksichtslosen, vom Provokateur, vom «Egomanen», vom «Arschloch», das er auch sein konnte. Na also!

Der Architekt Gossenreiter hat nie ein Haus gebaut. Er hat Häuser umgebaut, als Erstes das Bauernhaus des Malers Franz Gertsch, als grösstes die Schweizer Landesbibliothek in Bern (mit der ALB Architektengemeinschaft in den Neunzigerjahren). Im Buch, dem die DVD beiliegt, spürt man den Protagonisten unmittelbarer. Dort sprechen seine Zeichnungen für ihn. Klein, dick und weich ist es, Skizzenbuch und Fotoalbum, Briefsammlung und Planmappe. Die inszenierte Fadenheftung könnte auch von «Küre» selbst stammen. Zaubrerhafte Striche zeigen das Werk eines Tüftlers, eines Konstrukteurs: Gauben zum Aufklappen, Fenster zum Hochkurbeln, Windräder und filigrane Glastüren. Ein eigenes Kapitel widmet sich seinen «Verschlüssen», kleine, wunderbar ausgeklügelte Mechaniken. Dinge, die nicht klappen, schwingen, drehen oder explodieren, so denkt man, müssen diesem Gossenreiter suspekt gewesen sein. Nach der letzten Buchseite und am Ende des Films fragt man sich: Bewege ich mich noch? Bin ich mutig? Lebe ich? Axel Simon, Fotos: Guillaume Musset

Kurt Moritz Gossenreiter

Herausgeber und Redaktion: Andreas Furrer, Viktor Hirsig, Michael Neuenschwander, René Sill, Christoph Stuber
Verlag: Eigenverlag ALB Architektengemeinschaft, Bern
Gestaltung: Petra Schmid und Marc Siegenthaler, Bern
Druck: Stämpfli, Bern
Bindung: Schumacher, Schmitten
Film: «Gossenreiter», 2015
Regie: Marcel Wyss
Produktion: Lomotion
Kamera: Louis Mataré
Verleih: Filmbringer Distribution, Bern

Farben sammeln

Zenta Haerter arbeitet unter anderem als Choreografin an der Bayerischen Staatsoper in München. Wie kommt die Tänzerin dazu, Teppiche zu häkeln? «Ich mag eigentlich gar keine Teppiche», sagt sie. Aber sie mag Handarbeit. Mit fünf Jahren hat sie von ihrer Lieblingsgrossmutter stricken gelernt, seither strickt, stickt und häkelt sie täglich, als Ausgleich zum Tanzen. Ihren ersten Teppich häkelte sie für sich selbst, in einem Winter, in dem ihr das eigene Wohnzimmer zu kalt wurde. Für die ersten Teppiche verarbeitet sie Baumwolle, was nicht recht funktionierte: Das Ergebnis wirkte zu altbacken, die Kanten verzogen sich, die Stoffe verblichen schnell und fransten aus. Das Projekt Häkelteppich schien gescheitert.

Während eines Sabbaticals in Tel Aviv entdeckte Haerter Händler, die changierende Textilien in leuchtenden Farben anboten. Sie kaufte einen Haufen davon, schnitt die Stoffe in Streifen und rollte diese zu Knäueln. Daraus fertigt sie nun unter ihrem Label Linea Toca Teppiche, ohne zu skizzieren: «Ich sehe alle Menschen und Orte in Farben. Daraus komponiere ich später in meinen Entwürfen eine Stimmung.» Ein sich wiederholendes Muster wäre für sie nicht denkbar. Das abgebildete Exemplar etwa inspiriert sich am Bauernhaus einer Freundin im Thurgau, das Rostrot steht für alte Bauernschränke, die Grünbrauntöne stammen von einem Kachelofen. Haerter häkelt die Teppiche von innen nach aussen, am Boden sitzend. Es ist eine körperliche Arbeit, ihre Gelenkigkeit kommt der Choreografin dabei zugute. Der Farbklang sei dabei das wichtigste: Stimmt etwas am Schluss nicht mit der Erinnerung überein, öffnet sie ganze Zeilen wieder und häkelt neu.

Wann ein Teppich fertig ist, entscheidet sie intuitiv. Das hänge davon ab, in welchem Raum sie arbeite. Es habe aber vor allem mit Gleichgewicht zu tun. Haerter denkt ihre Entwürfe in der Diagonalen, ist eine Ecke noch zu stark in einer Farbe, gleicht sie auf der gegenüberliegenden Seite aus. Zum Schluss ringt sie um Zentimeter. Es gelingt ihr, Raumstimmungen in die Fläche zu übertragen. Durch die richtig ausgewählten Textilien bekommen die Teppiche einen starken Ausdruck – handwerklich zwar, aber mit einer edlen Note. Lilia Glanzmann, Foto: Patrick Fuchs

Häkelteppich, 2015

Design: Zenta Haerter, Zürich

Material: Polyester

Preis: auf Anfrage

www.lineatoca.ch



Ein altes Bauernhaus im Thurgau inspirierte Zenta Haerter zu den Farben dieses Häkelteppichs.

Kleines Kino ganz gross

Cameo heisst in der Filmsprache der beiläufige Auftritt eines Prominenten. So nennt sich auch das jüngste Kino in Winterthur. Es steht unter den Dächern der ehemaligen Halle 192 auf dem Lagerplatz-Areal und ist ein Cameo im Stadtraum: beiläufig und dennoch nicht zu übersehen.

Die alten Dächer gaben das maximale Volumen des Baukörpers vor. Und das Ziel, 80 bis 90 Plätze unterzubringen (es sind 84) und diese mit einer Bar und Toiletten auszurüsten, liess das Gebäude den vorhandenen Raum ganz ausfüllen. Von aussen wirkt das dunkle Volumen wie eine geheimnisvolle Schatulle; die zahlreichen Öffnungen neben den Türen lassen phantasieren, was sich dahinter verbirgt. Es sind die Serviceöffnungen, die Zugang zu den technischen Installationen verschaffen. Sie widerspiegeln den pragmatischen Ansatz des Architektenkollektivs: aus dem knappen Platz und den knappen Mitteln das Maximum herauszuholen.

Eine Glastür führt in einen Raum, der Bar und Foyer ist. Ein Holzboden und in einem dunklen Branton gestrichene Wände erzeugen eine behagliche Atmosphäre. Die golden glänzenden Wandleuchten stammen aus dem früheren Kino Talgarten, die Deckenleuchten wurden aus der Halle 192 in die Zukunft herübergerettet. «Hier wird es wohl noch ziemlich wuchern», meint Architekt Peter Wehrli mit Blick auf die ersten Trouvaillen, die an den Wänden hängen. Denn das Cameo ist nicht nur ein Kino, es ist eine Institution.

Als Filmfoyer Winterthur engagierte sich der heutige Verein Kino Cameo seit den Siebzigerjahren für die Filmkultur in Stadt und Region. Nun hat er sich den Traum vom eigenen Haus erfüllt – dank grosszügiger Unterstützung der Stiftung Abendrot als Grundeigentümerin, der öffentlichen Hand und zahlreicher privater Spenden.

Dem Film und damit den idealen Bedingungen, diesen zu zeigen, kommt hier also die höchste Bedeutung zu. «Das Haus kann simpel sein, das Kino muss aber top sein», bringt es der Architekt auf den Punkt. Die Sitzreihen haben einen grossen Abstand, und sie steigen im fast quadratischen Saal steil an, damit die Leinwand von überall her gut zu sehen ist. Die grau bezogenen Sitze sind einfach, aber von guter Qualität. Die Beleuchtung des dunkelgrauen Raums ist in seitlichen Längsöffnungen verborgen.

Mit zehn Vorstellungen an sechs Tagen pro Woche will der Verein Cameo sein bisheriges Angebot verzehnfachen. Die Kiste unter dem Dach wird also zum Zentrum von Winterthurs Filmkultur.

Werner Huber, Fotos: Christian Schwager

Kino Cameo, 2015

Lagerplatz, Winterthur ZH

Bauherrschaft: Verein Kino Cameo, Winterthur

Grundeigentümer: Stiftung Abendrot, Basel

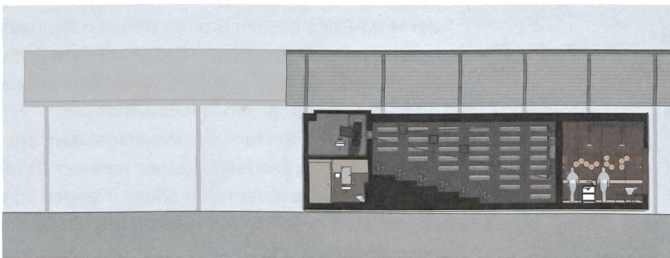
Architektur: Architektenkollektiv, Winterthur;

Peter Wehrli, Mikko Lange, Corinne Hürlimann

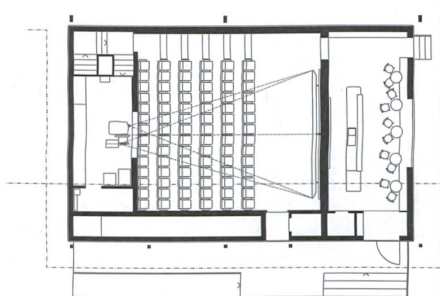
Kosten (BKP 1, 2, 3, 5): Fr. 1,725 Mio.



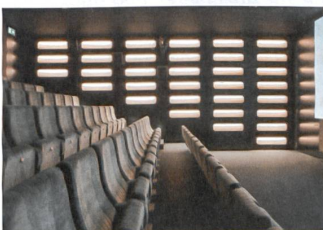
Unter einem alten Dach auf dem Lagerplatz-Areal in Winterthur steht ein neues Kino.



Längsschnitt



Grundriss mit Projektionskabine.



Dunkle Grautöne prägen den Kinosaal.



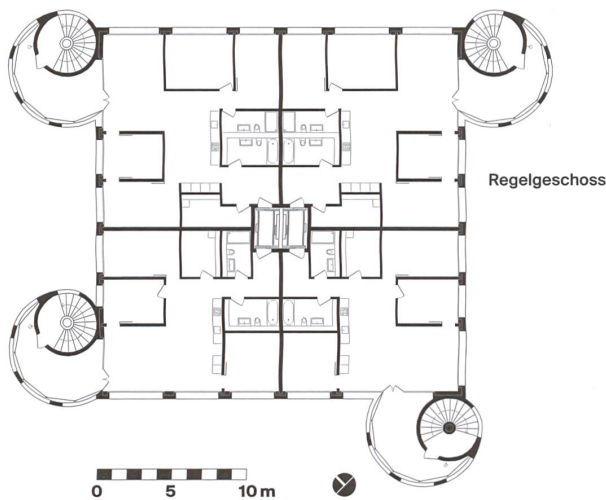
Der gastliche Vorraum zum Kino ist gleichzeitig Foyer und Bar.



Die Loggia dient als Zugang und privater Aussenraum gleichermassen.



An den Ecken führen Treppen zu den Loggien, im Zentrum liegen nur die Lifte.



Regelgeschoss

Burg mit 32 Gärten

Nachdem Herzog & de Meuron die Achtzigerjahre ohne postmoderne Kapriolen hinter sich gebracht haben, nun das! Eine Burg! Grau und eckig mit Türmchen an jeder Ecke. Was hat die Basler geritten, dass sie hier, im Zellwegerpark in Uster, eine Burg bauen mit 32 Wohnungen drin? Vielleicht die Nähe zu den zeitgenössischen Kunstwerken, die Bauherrin Cristina Bechtler auf dem ehemaligen Industrieareal verteilte?

Drängt man für einmal das Bild der Burg aus dem Kopf, nimmt die Überraschung nicht ab, das Verständnis aber zu: Der Würfel mit acht Geschossen und 25 Metern Kantenlänge steht an einer verzwickten Stelle. Der elegante Bürobau daneben stammt von Roland Rohn wie auch der sechseckige Pavillon im Wasser davor. Noch näher kommt das hohe Produktionsgebäude der einstigen Maschinenfabrik, hinter dessen grossen Fenstern seit den Achtzigerjahren Schreibtische stehen. Von dort stammt der Fensterraster der HdM-Burg, dessen Breiten sich den Räumen dahinter weich anpassen. Das Abdrehen vom Nachbarn sorgt für Luft und vergrössert Wasserblick und Sonnenseite gleichermassen.

Die runden Ecktürme sind weniger dem äusseren Bild geschuldet als einer inneren Erfindung: In ihnen windeln sich offene Treppen von Loggia zu Loggia, die auf jeder Etage eine Wohnung erschliessen. Von der zentralen Eingangshalle gelangt man nur über den Lift nach oben, der sich direkt in die Wohnungen öffnet. Deren Zimmer streben von der zentralen Küche in alle Richtungen, und manche blicken durch ihre grossen Schwingfenster bis zur Alpenkette. Robuste Oberflächen gedenken der einstigen Industrie an diesem Ort: Sichtbeton an der Fassade und an den Decken, Eichenparkett und raumhohe Fichtentüren mit Eichenknauf à la HdM. Architekten werden sich da wohl fühlen – wenn sie sich die bis zu 3500 Franken für eine 4½-Zimmer-Wohnung mit 107 Quadratmetern leisten wollen.

Die Eingangsloggien sind nicht nur räumlich charmant, sie treiben die postmoderne Ironie auf die Spitze: Als Brüstung hat der Künstler Erik Steinbrecher das weiss gestrichene Klischee eines Gartenzauns installiert, daneben lockt eine Aussendusche zur Abkühlung, und dunkle Vorhänge schützen vor neugierigen Blicken. Heim und Burg! Axel Simon, Fotos: Erica Overmeer

Wohnturm, 2015

Zellweger-Park, Uster ZH
 Bauherrschaft: Christina Bechtler, Dayle Bechtler-Lustenberger, Carlo Speckert, Thomas Bechtler
 Architektur: Herzog & de Meuron, Basel
 Auftragsart: Direktauftrag
 Projektentwicklung: Blickpunkt Lebensraum, Odinga und Hagen, Uster
 Gesamtkosten (BKP 1-9): Fr. 17,5 Mio.
 Baukosten (BKP 2/m³): Fr. 540.–



Die «Burg» im Zellweger-Park in Uster irritiert: Die schwere Betonfigur scheint über dem Boden zu schweben.

An der Wurzel gepackt

Holz, Fell, Kohle, Leder, Knochen und Samen, kombiniert mit Kunststoff, Porzellan, Metall und Glas dominieren die temporäre Ausstellung «Futur archaïque» im Designmuseum Mudac in Lausanne. Der Kurator Yves Mirande formt einen Spannungsbogen, der zu einer eigenen Formensprache führt: Künstler und Designerinnen verbinden neuste technische Verfahren wie 3-D-Druck mit archaisch anmutenden Materialien oder Verfahren oder verändern sie.

Der englische Designer Simon Hasan etwa stellt sich vor, mit welchen Werkzeugen Urmenschen einst Schalenfrüchte knackten, und entwickelt daraus den «Darwin Nutcracker» aus Holz und Bronze. Mit «Ruminant Blooms» setzt Julia Lehmann Rinder- und Schafsmägen in einen aktuellen Kontext: Sie inszeniert die strukturierten Oberflächen als Hängeleuchten, die eine zufällige und organische Formsprache aufweisen. Und «CaCO₃ Stoneware» sind 3-D-gedruckte Strukturen von Laura Lynn Jansen und Thomas Vailly, die für eine gewisse Zeit einem natürlichen, geologischen Prozess ausgesetzt und so der Gestaltung der Natur übergeben worden sind.

Die Diskrepanz zwischen dem urtümlichen Material und wie es Designer im 21. Jahrhundert interpretieren, ist herausfordernd. Die Besucherin wird in der Ausstellung mit (Gebrauchs-)Objekten konfrontiert, die sich ihr auf den ersten Blick nicht immer erschliessen – sich darauf einlassen und sich die Zeit nehmen, die Hintergründe der verschiedenen Arbeiten verstehen zu wollen, ist ein Muss. Dann schult sich das Auge während des Besuchs von selbst und lernt, die formale Sprache der Objekte zu lesen. Belohnt wird man mit dem äusserst befriedigenden Gefühl, die Botschaft verstanden zu haben.

Der Grundgedanke für die Konzeption der Ausstellung ist eine Tendenz im Design, die die Konfrontation mit der Geschwindigkeit der technologischen Entwicklungen sucht und gleichzeitig einem unterschweligen Gefühl der Bedrohung, der Angst eines allgemeinen Orientierungsverlusts entgegenwirken möchte. «Futur archaïque» präsentiert etwa sechzig Werke internationaler Künstlerinnen und Designer, die sich mit diesen Herausforderungen befassen. Als Reaktion schlagen die Gestalterinnen und Gestalter bei ihrer Suche die entgegengesetzte Richtung ein, die sie zu den Wurzeln der Menschheit führt: Sie verbinden die Zukunft mit den Ursprüngen des menschlichen Gestaltens und zeigen den Wunsch, die Beziehung unserer Wurzeln zum heutigen Leben wiederherzustellen. Simone Kälin

Futur archaïque

Design mit seinen Wurzeln konfrontiert
Ausstellung im Musée de design et d'arts appliqués
contemporains (Mudac), Lausanne
Kurator: Yves Mirande
Dauer: bis 28. Februar 2016
www.mudac.ch



Werkzeuge für «CaCO₃ Stoneware» von Laura Lynn Jansen und Thomas Vailly.



Weitere Versuche mit Kugelformen von Jansen und Vailly.



«The Peddler» (2013) von Unfold und von Barnabé Fillion mischt Holz, Leder, Metall und 3-D-Druck aus Keramik, um ein olfaktorisches Erlebnis zu bewirken.



«Darwin Nutcracker» aus Holz und Bronze, ein Entwurf des englischen Designers Simon Hasan von 2008.



Das Ausstellungsplakat, gestaltet von Julien Mercier.



Das Parkhotel Bellevue in Adelboden ist einer der wenigen Hotelbauten der Moderne in der Schweiz.



Der Hotelgast lebt öfters im Zimmer als sein Vorfahre. Er braucht ein grosses Bett, Mobiliar mit Stil und Schwung der Fünfzigerjahre und genügend Platz für den Bergblick.

Bergblick aus dem Doppelbett

Das Hotel Bellevue in Adelboden ist eines der wenigen Hotels der Moderne im Alpenraum. Gebaut haben es die Architekten Urfer & Stähli 1931 für die Familie Richard. Sie hat es laufend weitergebaut und ihm vielfältigen Zeitgeist gegeben – auch mit Anbauten und Einrichtungen, die für den strengen Geist der Moderne eine strenge Prüfung wären. Mitte der Neunzigerjahre stieg die dritte Generation Richard ein. Sie renovierte in den letzten 15 Jahren in fünf Etappen das Hotel in einer Architektur, die sich an die Moderne erinnert, sie mit Zeitgeist und Komfort achtzig Jahre später verbindend. Die ersten vier Kapitel der Erneuerung schrieben die fünf Geschwister Richard zusammen mit den Architekten Buchner und Bründler: ein neues Restaurant, eine erste Tranche Zimmer, das Bad mit der Therme und die Eingangshalle und noch einmal ein Restaurant. Für die fünfte Etappe nun führte Andreas Richard die Feder, um die restlichen 21 der 50 Zimmer neu einzurichten.

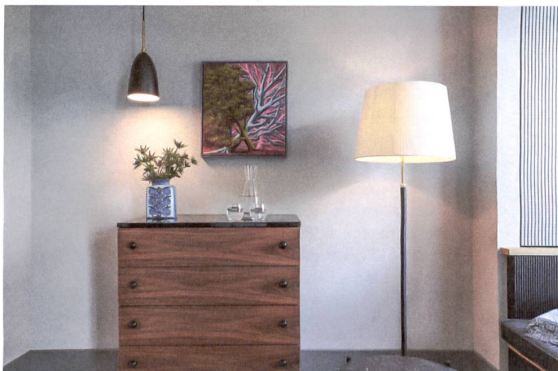
Luxus im Hotel ist nicht die Einrichtung, sondern der Raum. Die Lage war gegeben – weiter Blick nach Süden in die Berge. Der Raum weitgehend auch, denn Veränderungen nach aussen hätten dem stimmigen Haus arg zugesetzt. Die Grösse der Zimmer, dreissig bis vierzig Quadratmeter, musste mit Grundrissveränderungen und Aufgabe von Zimmern hergestellt werden – sodass Schlaf- und Wohnbereich nicht nur in den Suiten, sondern auch in den Doppelzimmern grosszügig erscheinen und je separate Kammern für WC und Dusche auch noch Platz haben. Bei aller Zirkelkunst – der Komfort und die veränderten Lebensformen im Hotel fordern einen Raumpreis. Der Gast von einst verbrachte seine Tage gerne in den grosszügigen Gesellschaftsräumen, der Gast von heute sitzt nach Sport, Spiel und Bad lieber im Zimmer und liebt für seinen tiefen Schlaf ein grosses und hohes Bett. Die Leute von Teo Jakob haben zusammen mit Andreas Richard Kollektionen aus Skandinavien und Italien rund um Kelimteppiche aufs Eichenparkett gestellt. Man merkt, wie sie suchten – denn die Gäste sitzen nicht auf den üblichen Verdächtigen von Le Corbusier oder Ray und Charles Eames, sondern auf und an eher seltenen Möbeln aus der Mitte des letzten Jahrhunderts, so auf dem raumgreifenden Lederthron «Gilda» von Carlo Mollino. Und was nicht passend zu haben war, entwickelte Andreas Richard zusammen mit dem Schreiner im Stil der Fünfzigerjahre, so die sanft nierenförmigen Tische oder die Schränke mit Türen aus Jonc-Geflecht. Köbi Gantenbein

Umbau Parkhotel Bellevue, Etappe 5, 2015

Bellevuestrasse 15, Adelboden BE
 Bauherr: Parkhotel Bellevue, Adelboden
 Architekt: Andreas Richard mit HMS Architekten, Spiez
 Möbel, Leuchten, Vorhänge, Teppiche: Teo Jakob, Bern
 Baumeister: Künzi + Knutti, Adelboden
 Kosten: Fr. 3,1 Mio.



Hinweg mit dem Spannteppich, herbei der Parkettboden und hinein in den Sessel «Gilda», den Carlo Mollino 1954 für die Casa del Sole in Cervina entworfen hatte.



Möbel und Leuchten dienen im Hotelzimmer dem unmittelbaren Brauchen und wollen sich als künstlerische Arrangements bewähren.

Auszeit ist das neue Bio

Vorneweg: Es hat nicht funktioniert. Ein Experiment sollte es werden, eine Woche ohne das Smartphone. Telefonieren und SMS schreiben, mehr kann das Handy «MP 01» nicht. Die Firma Punkt hat das Mobiltelefon am London Design Festival lanciert und war damit schnell in allen Medien. Das aussergewöhnliche daran: Für das minimalistische Gerät gibt es weder Zugang zum mobilen Internet noch Apps. Entworfen hat das Anti-Smartphone der britische Designer Jasper Morrison, kreativer Kopf der Firma. «Digital detox», digitales Entgiften, ist in aller Munde. Gerade fand in Zürich die erste Konferenz dazu statt. Unter diesen Vorzeichen galt es auszuprobieren, wie es sich ohne Smartphone heute lebt.

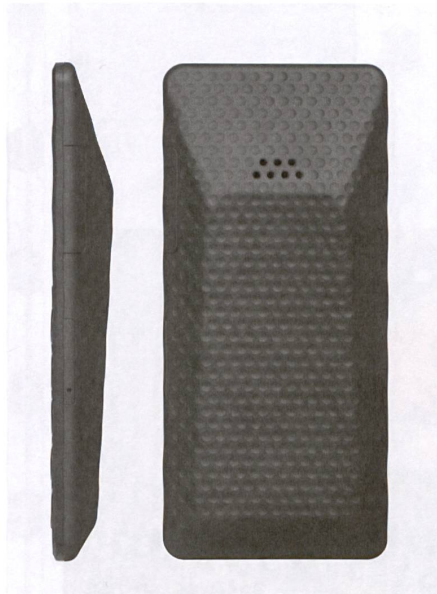
Es beginnt beim Import der Kontakte: nicht möglich. Duplizieren der SIM-Karte, wie Punkt vorschlägt? Macht etwa der Anbieter Salt nicht. So bleibt nur, die wichtigsten Nummern neu zu speichern. Wunderbar entschlackt, denkt man sich. Doch dann holt einen die Wirklichkeit ein: Gruppennachrichten? Ausgeschlossen. «WhatsApp»? Gibt es nicht. Das «MP 01» ist nicht systemkonform. Ebenfalls mühsam: Das Gegenüber schreibt mit einem Smartphone. Das heisst: viele, lange Kurznachrichten, schnell hintereinander. Wer sich mit dem neuen alten Telefon daran macht, die erste Nachricht zu beantworten, bekommt währenddessen schon die nächste rein, mit Vogelgezwitscher. Der klickende Daumen schreibt viel langsamer als mit dem Smartphone. Apropos Gezwitscher: Die Klingeltöne sind ein schönes Detail, eigens vom norwegischen Sounddesigner Kjetil Røst Nilsen entwickelt.

Nach einem Marsch im Regen, mit einem durchnässten, ausgedruckten Wegbeschrieb in der einen, dem Schirm in der anderen Hand haben wir das Experiment abgebrochen. Offline sein in der Arbeitswelt ist mühselig – am Wochenende aber purer Luxus. Das «MP 01» ist ein Instrument, den eigenen Umgang mit der Kommunikationstechnologie zu kontrollieren, aber für Personen, die einem wichtig sind, dennoch telefonisch erreichbar zu sein. Das romantische Gerät wird Smartphones nicht ersetzen, kann aber eine Alternative sein, um die SIM-Karte abends und am Wochenende in das Anti-Smartphone einzusetzen. Absurd, aber wahr. Lilia Glanzmann

Mobiltelefon «MP 01», 2015
Design: Jasper Morrison, London
Produzent: Punkt, Lugano
Preis: 329 Franken
www.punkt.ch



So reduziert wie die Funktionen des Telefons «MP 01» hat Jasper Morrison die Benutzeroberfläche organisiert.



Dank überlegter Formgebung liegt das Mobiltelefon gut in der Hand und schmiegt sich ans Ohr.



Das Gerät erlaubt zwei Funktionen: telefonieren und SMS schreiben.



Der «urbane Getränkelieferant» erhielt mit dem neuen Laden an der Badenerstrasse in Zürich einen Treffpunkt und einen Ort, an dem gefachsimpelt wird.



Redesign bis zu den Getränkeboxen.



Das kleine Ladenlokal inszeniert spezielle Spirituosen und Biersorten aus der ganzen Welt. Die Flaschen werden im oberen Bereich einzeln präsentiert, unten und in der bronzen abgedeckten Theke gelagert.

Das grosse Sortiment

Seinen Start hatte das Comestibles-Geschäft Mitte der Achtzigerjahre. Von Beginn weg bot es internationale Biere und Spirituosen an. Beides zusammen begründete den Namen: Intercomestibles. Passend auch die Adresse, befand sich das Ladenlokal doch an der Brauerstrasse in Zürich. Ab 1988 war in den Strassen der Name des Geschäfts auf Lieferwagen mit knallroten Planen und einer umflamnten Bierflasche zu sehen. Die Wagen lieferten Getränke an Beizen, an Partys, an In-Lokale. Das gelockerte Gastgewerbegesetz befeuerte die Geschäfte. Zwölf Jahre später verkaufte Firmengründer und Krimiautor Stephan Pörtner Betrieb und Laden. Letzterer wurde 2001 aus Rentabilitätsgründen geschlossen, an der Selbstverwaltung hielt Intercomestibles fest.

Fünf Jahre später reichte es wieder für einen Laden. Kürzlich erfuhr er einen Relaunch an neuem Ort. Friedrich-Wilhelm Graf und Roland Jaggi stellten mit ihrem Vorschlag das Sortiment in den Vordergrund: «Mehr als 500 Produkte und Spezialgetränke mussten in einem Raum von knappen dreissig Quadratmetern untergebracht werden», erklärt Jaggi. Damit daraus kein Warenlager entstehe, inszenieren sie die einzelnen Flaschen. Das Lager verbannten sie unter die mittig platzierte Theke respektive unter die offenen Regale aus grau gestrichenen Dreischichtplatten. Darüber stehen die Flaschen allein oder zu dritt auf Trägern aus Kupfer, die an einem Gerüst aus Buchenholz befestigt sind. «Die Kupferelemente erinnern an Braukessel. Das Material wird in Würde altern und bekommt mit den Jahren eine schöne Patina», versprechen sich die beiden Designer. In den Abdeckungen der Theke und den drei grossen Leuchten, die jeweils Grundlicht mit Spots kombinieren, nehmen sie das Kupfer auf.

Zusammen mit dem Ladenauftritt konzipierten Jaggi und Graf auch ein neues Erscheinungsbild. Es gehört erkennbar zum Auftritt von Intercomestibles und unterscheidet sich doch. Statt auf das Rot der Lieferwagen setzt es auf den im bestehenden Logo verankerten Dreiklang von Schwarz, Weiss und Gelb. Damit entwarfen die Designer – von der Ladenbeschriftung über Stechschild und Getränkekartons bis zum Quittungszettel. Meret Ernst, Fotos: Ariel Huber

Intercomestibles, der Laden

Badenerstrasse 74, Zürich
 Bauherrschafft: Intercomestibles, Zürich
 Entwurf und Gestaltung: Refurnished +,
 Friedrich-Wilhelm Graf und Roland Jaggi, Zürich
 Produktion Ladeneinbauten: SCAR,
 Dominik Schumacher und Bruno Baeza, Zürich
 Budget: Fr. 120 000.–



Die überdachte «place publique» in der Mitte des neuen Bieler Stadions.

Die erstaunlichen Stadien von Biel

Auf dem Bözigenfeld am Fuss der Jurahänge befand sich einst ein Flughafen, nun siedeln sich auf Biels grösster Baulandreserve Unternehmen aus der Präzisions- und Uhrenindustrie an. Der Landschaftsarchitekt Georges Descombes hatte einen Masterplan gezeichnet, der zwischen den Fabrikhallen einen langgezogenen Grünstreifen vorsah – einen «Central Park» im Industriegebiet. Aber weil sowohl das Bieler Eishockey- als auch das Fussballstadion in baufälligem Zustand waren, reifte eine weitere Idee: Die Stadt würde ein Grundstück auf dem Grünstreifen im Baurecht zur Verfügung stellen, und ein Investor sollte darauf die kombinierten Stades de Biennes erstellen. 2007 gewann HRS den Totalunternehmerwettbewerb mit einem Projekt von GLS Architekten aus Biel und GD Architectes aus Neuenburg.

Nochmals acht Jahre und einige finanzielle Unsicherheiten später ist das Stadion fertiggestellt. Es trägt nun den Namen Tissot-Arena und ist in vieler Hinsicht ein erstaunliches Werk. Ein einziges Dach überspannt ein Eisfeld, beide Stadien und einen öffentlichen Platz in der Mitte; die bei einem Public-Private-Partnership-Projekt unerlässlichen kommerziellen Nutzungen befinden sich im Sockel. Der Bau sitzt am östlichen Ende des Grünstreifens. Diese scheinbare Selbstverständlichkeit ist die kluge Lösung eines komplexen Problems. Das Terrain fällt vom Stadtrand zum Stadion leicht ab. Die Architekten glichen mit dem Aushub das Terrain aus, sodass die Spielfelder auf dem Grünstreifen auf einer Ebene mit dem öffentlichen Geschoss des Stadions liegen. In einer einzigen Linie führt nun der Fussweg vom Stadtrand zum Stadion, findet Schutz unter den Vordächern und leitet zum überdachten Platz.

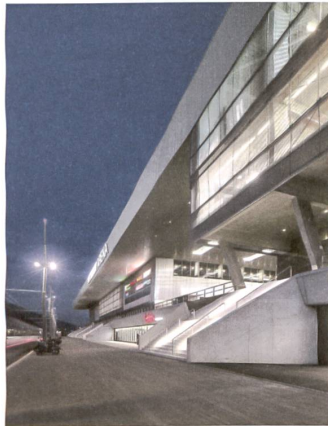
Die Architektur rahmt den Ausblick: zurück zur Stadt, zu den Felswänden des Juras, zur Ebene des Bözigenfelds. «C'est le vide qui fait les Stades de Biennes», sagt Laurent Geninasca von GD Architectes. In der Tat ist die grosszügige «place publique» mehr als eine funktionale Antwort auf die zehntausend Besucher, die sie aufnehmen muss: Sie schafft mitten im Industriegebiet einen attraktiven öffentlichen Raum. Im Innern erfährt man dann, was Nik Liechti von GLS Architekten eine «Dialektik zwischen einfacher Lesbarkeit und komplexem Programm» nennt: So schlüssig die Nutzungen angeordnet sind, so vielschichtig sind die Durchblicke und Raumbezüge. Grafische Akzente im weitgehend roh belassenen Bau setzt die Signaletik von Superbüro und Kong. Marcel Bächtiger, Fotos: Jürg Zimmermann

Tissot-Arena, 2013–2016

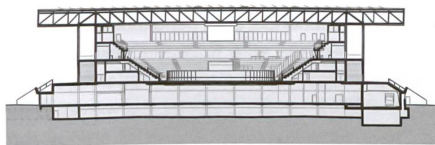
Boulevard des Sports 20, Biel
 Bauherrschaft: Kumaro Delta, Wollerau; Stadt Biel
 Totalunternehmer: HRS Real Estate, Frauenfeld
 Architektur: GLS Architekten, Biel;
 GD Architectes, Neuenburg
 Bauingenieure: Ribli + Blum, Romanshorn
 Landschaftsarchitektur: Klötzli Friedli, Bern
 Signaletik: Superbüro, Biel; Kong, Biel



Ein offenes Foyer führt zum Eisstadion.

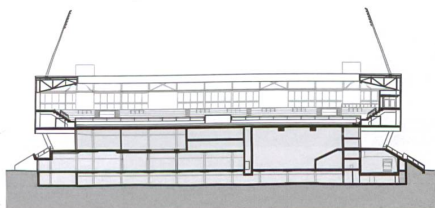


Ein einziges Dach überspannt die Stadien.

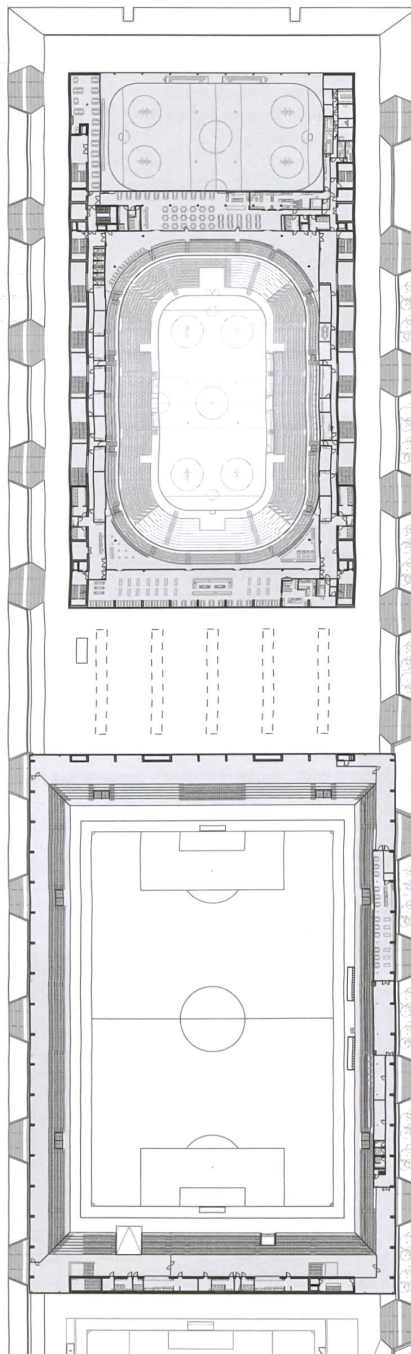


Querschnitt
Eishockeystadion.

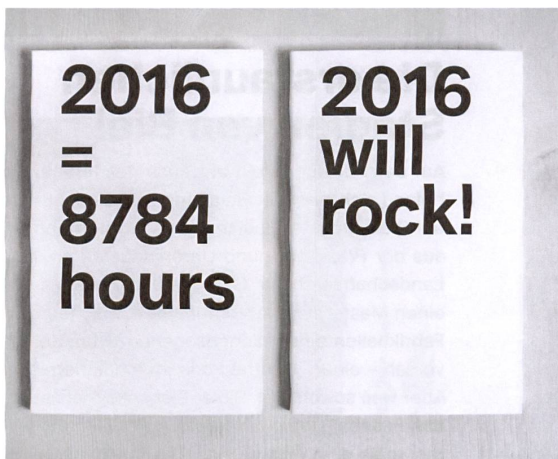
0 25 50 m



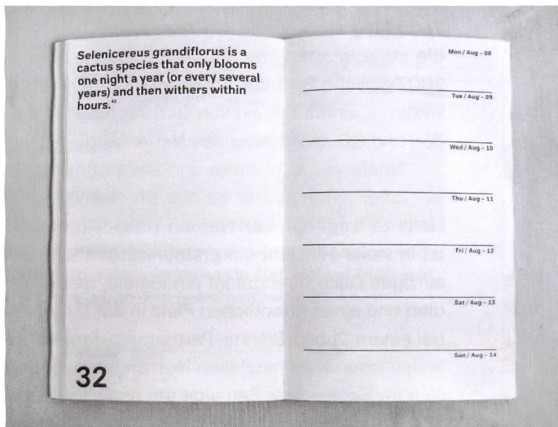
Querschnitt
Fussballstadion.



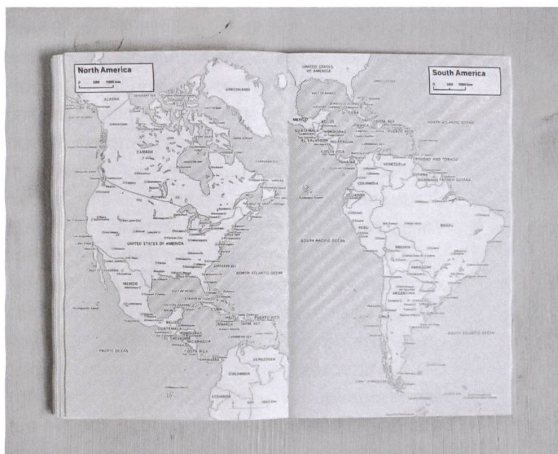
Grundriss mit Eishalle, Eishockeystadion,
«place publique» und Fussballstadion.



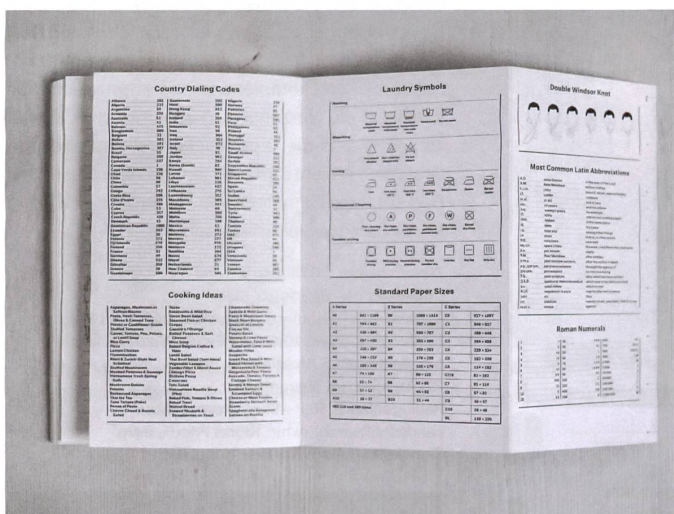
Julie Joliats Agenda 2016 gibt es mit zwei unterschiedlichen Versionen des Covers.



Erstaunliche Fakten sollen uns das Alltagsgeschäft in einer anderen Perspektive sehen lassen.



Den Abschluss der Agenda machen nützliche Tools wie eine Weltkarte.



Waschsymbole, Kochtipps oder lateinische Abkürzungen.

Auf Jupiter regnet es Diamanten

Eine Papieragenda hat etwas Anachronistisches an sich – und ist genau deshalb wunderbar. Die Zürcher Grafikdesignerin Julie Joliat entwirft seit neun Jahren immer wieder ein Exemplar. 12 mal 19 Zentimeter gross, 152 Seiten dick, schwarz auf weiss gedruckt. Ihre Layouts sind schlicht, eindringlich und wunderbar verspielt: 2011 war jeder Woche ein «Verbinde die Punkte»-Rätsel gegenübergestellt, 2014 forderte Joliat mit ungewöhnlichen Aufgaben dazu auf, die Alltagsroutine zu durchbrechen, und letztes Jahr galt es, pro Woche sieben Unterschiede zu entdecken.

Das Motto dieses Jahr: «2016 will rock!» Die Grafikdesignerin hat auf 54 Seiten erstaunliche Fakten zusammengetragen, die uns helfen sollen, das Alltagsgeschäft und unser Leben in einer grösseren Relation zu sehen. Wir lernen: Es regnet Diamanten auf Jupiter und Saturn, das Herz eines Blauwals ist so gross wie ein VW-Käfer, ein männlicher Samenerguss enthält geschätzte 1,5 Terabyte genetische Daten, und die 85 reichsten Menschen haben genauso viel Geld wie die 3,5 Millionen Ärmsten dieser Welt zusammen. Recherchiert hat sie diese Fakten im Internet, in Büchern und in Gesprächen.

Joliat will faszinieren und überraschen, aber auch provozieren und alarmieren: «Im Idealfall inspiriert meine Agenda jemanden bei seinem täglichen Handeln und macht bessere Menschen aus uns», sagt sie. Die Grafikdesignerin hatte beim Entwerfen den Klimawandel im Hinterkopf, den sie ins Bewusstsein rücken möchte. Natürlich druckt sie auf FSC-zertifiziertes Papier. Dieses ist weicher als sonst. Wer darauf schreibt, merkt, dass der Stift tatsächlich besser rollt als letztes Jahr: «Ich versuche immer wieder Details zu optimieren», sagt Joliat.

Die Agenda erscheint in Englisch und ist auf 800 Stück limitiert. Nebst dem Kalendarium gibt es immer auch freie Seiten für eigene Notizen, nützliche Informationen wie Karten und Feiertage sowie überraschende, aber handliche Details, die etwa erklären, wie eine Krawatte geknüpft wird. Mit ihrer sorgfältigen Gestaltung rettet Julie Joliat die Agenda ins digitale Zeitalter. Sie wird zu einer Art Tagebuch, das auch nach 2016 aufbewahrt wird und wieder hervorgehoben werden kann, um darin zu blättern. Lilia Glanzmann

Agenda «True Facts», 2016

Design und Konzept: Julie Joliat, Zürich
 Masse: 152 Seiten, 12 x 19 cm
 Preis: 24 Franken
www.joliat.net



Corina Schwingruber Ilić,
«Baggern – Tons of Passion»,
2011 (Filmstill).

Auf der Suche nach dem bewegten Bild

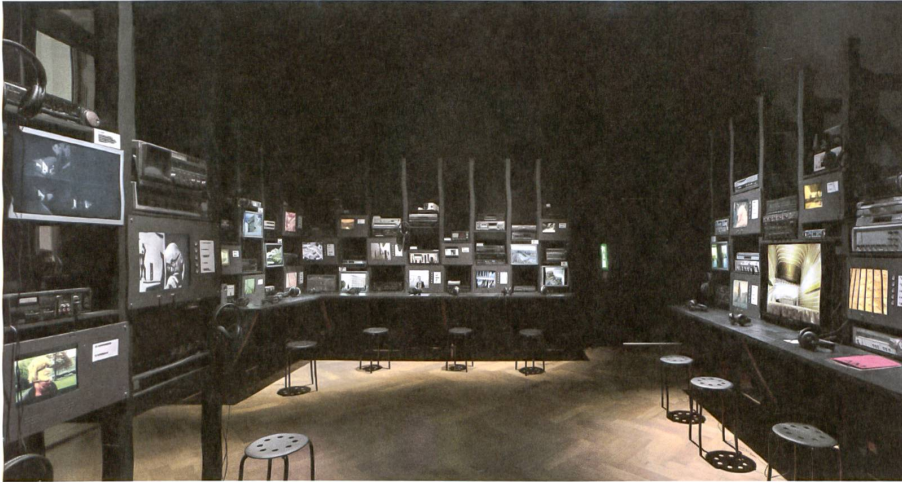
Es ist der letzte Teil einer Ausstellungstrilogie, in der sich das Schweizerische Architekturmuseum (SAM) mit der Vermittlung von Architektur beschäftigt: Auf die Ausstellung «Bildbau», die sich der Architekturfotografie widmete, folgte mit «Textbau» eine fast bilderlose Schau, die das Schreiben und Sprechen über Architektur thematisierte. Und nun also «Filmbau», eine Ausstellung über das bewegte Bild und seine Verbindungen zur Schweizer Architektur. Es geht dem Museum nicht um den Spielfilm, sondern um all jene bewegten Bilder, die Architektur und das Architektenmetier darzustellen und zu erklären versuchen: den Architekturfilm, die Fernsehreportage, das Architektenporträt, aber auch den Auftrags- und Werbefilm, Computeranimationen, Studenten- und Amateurfilme.

An die 800 Filme und Filmschnipsel haben die Kuratorin Evelyn Steiner und die Künstlerin Florine Leoni in aufwendiger Suche zusammengetragen, 101 davon ausgewählt und zu einem gut vierzigminütigen Kompilationsfilm verarbeitet. Die manchmal witzige, manchmal didaktische, in ihrer stupenden Dichte aber niemals langweilige Filmcollage bildet das Kernstück von «Filmbau». Man schaut diesen Film in einem veritablen Kino, das eigens in das Museum eingebaut wurde.

Überhaupt ist die Szenografie eine gewitzte Fortführung des Themas: Verbunden über eine Passage, in der Interviews mit cinephilen Architekten wie Christian Kerez oder architekturinteressierten Filmemachern wie Christoph Schaub zu sehen sind (natürlich als Filme), befindet sich am gegenüberliegenden Ende der Ausstellungsräumlichkeiten eine dunkle Kammer, die mit Bildschirmen, Video- und DVD-Recordern an einen Montageraum erinnert. Dort kann der Besucher jeden einzelnen der 101 Filme visionieren, die im Kino als neu montiertes, oder eben: neu gebautes Filmwerk präsentiert werden.

Die Fülle des Materials ist beachtlich. Auf der Jagd nach bewegten Bildern hat das SAM nicht nur Klassiker wie Jean-Luc Godards «Opération Béton» gesammelt, sondern auch Trouvaillen wie einen Dokumentarfilm über Rudolf Olgiati oder einen gefilmten «Stadtspaziergang» mit Lucius Burckhardt ausgegraben. Was der Film für die Kommunikation von Architektur bedeutet, inwiefern er sich von anderen Medien unterscheidet, und wie sich die stetige Flut bewegter Bilder auf unsere Raumwahrnehmung auswirkt – dazu greife man dann doch auf den guten alten Text zurück und lese den reich bestückten Katalog. «Filmbau» ist die letzte Ausstellung des SAM unter der Direktion von Hubertus Adam. Es ist ein würdiger Abschluss. Marcel Bächtiger

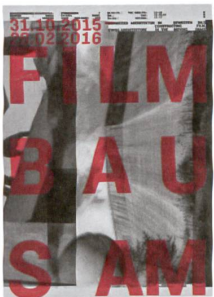
Filmbau
Schweizer Architektur im bewegten Bild
Ausstellung im Schweizerischen Architekturmuseum, Basel
Dauer: bis 28. Februar



Blick in den «Montageraum»: Ausstellung «Filmbau» im Schweizerischen Architekturmuseum in Basel.



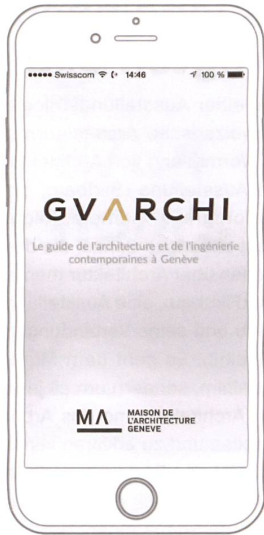
Jean-Luc Godard, «Opération Béton», 1955 (Filmstill).



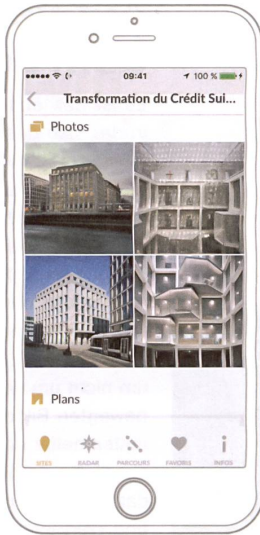
Das Plakat zur Ausstellung «Filmbau».



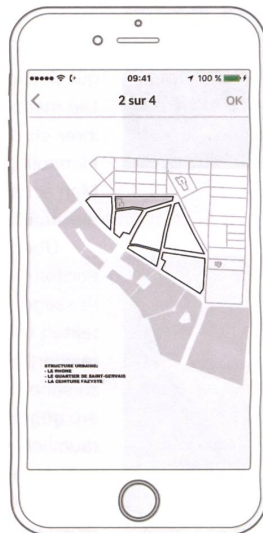
Für die Ausstellung eingebaut: das Kino im Architekturmuseum.



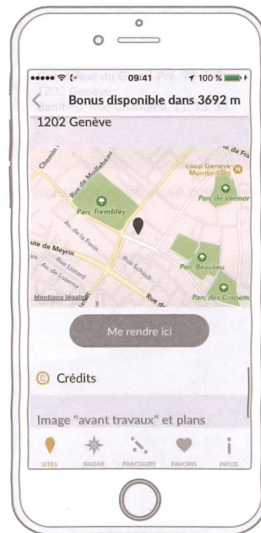
Die grafische Gestaltung der App ist angenehm zurückhaltend.



Mehrere Fotos illustrieren jedes Gebäude.



Pläne liefern die nötigen Informationen.



Auf der Karte sind die Objekte verortet.



Giulia Marino von der ETH Lausanne spricht über die Sanierung der Grossiedlung Le Lignon.



Tarramo Broennimann von Group 8 erläutert die Gebäude Corail und Bamboo.

Die Architekten in der Hand

Knapp anderthalb Jahre sind vergangen, seit sich die Gruppe traf, die aus dem Genfer Architekturschaffen des 21. Jahrhunderts fünfzig Objekte für einen neuartigen Architekturführer auswählte. Als Aussenstehender sollte der Hochparterre-Redaktor als Präsident du Jury für Qualität garantieren. Die Ambitionen waren gross und das Budget ebenso. Bloss mit der Finanzierung schien es nicht klappen zu wollen. Doch dann, nach langer Funkstille, traf die Einladung zur Vernissage von «GVARCHI» ein. Der Präsident du Jury fuhr hin, durfte mit den anderen Machern auf der Bühne Applaus entgegennehmen – und war beeindruckt.

«GVARCHI» ist ein Architekturführer für Smartphones, Tablets und Internet. Er transferiert jedoch nicht einfach ein Buch auf den Bildschirm, wie so viele andere, sondern bietet Nutzerinnen und Nutzern einen Mehrwert. Fotos, Pläne und Texte sowie die Verortung der Objekte auf der Karte gehören zum Standard. Auch die thematischen Touren («Organisations internationales», «Sur les traces de Corbu & Sauguey») sind keine Sensation – das alles sind Angebote, die die Programmierer anhand des vorhandenen Materials bequem am Bildschirm programmieren können.

Eine Zusatzleistung sind hingegen die Interviews. Zu jedem der fünfzig Objekte gibt es ein Filmchen, in dem der Architekt sein Werk erläutert – gerade so, wie wenn man an einer persönlichen Führung dabei wäre. Die Filme sind nicht verwackelte Youtube-Clips, sondern professionell gemachte Sequenzen. Und wer dann mit der App in Genf vor Ort ist, kriegt zu jedem Objekt noch ein Supplement serviert. Bei den einen Gebäuden ist es ein Überflug per Drohne, bei anderen ist es ein Schiebefeld mit den Zuständen «vorher» und «nachher», bei anderen ist es ein Zeitrafferfilm der Erstellung.

Ein paar Schwachpunkte hat die App zwar auch. So kämpft das Textbild mit den aus dem Blocksatz resultierenden unterschiedlichen Buchstabenabständen, und die Navigation ist insbesondere mit den Karten nicht immer ganz schlüssig. Aber angesichts der Stärken verblassen die Schwächen. Ein weiteres Plus zum Schluss: Die App ist kostenlos. Chapeau! Werner Huber

Digitaler Architekturführer «GVARCHI», 2015

Auftraggeber: Maison de l'architecture, Genf
 Konzeption und Realisation: Point Prod', Genf, zusammen mit Atipik, Genf
 Berater: François de Marignac, Marcel Hart
 Projekttex-te: Philippe Meier, Genf
 www.gvarchi.ch